

GABRIELE STREHLE

Ob ich das schaffe

Das Buch

»Das ist kein Buch über mich, sondern ein Buch für alle, die mehr Begabung als Selbstvertrauen haben.«

Gabriele Strehle

Gabriele Strehle hat für viele Frauen Vorbildcharakter – weil sie anders ist als die üblichen Modedesigner. Sie redet nicht über Authentizität, sondern sie lebt sie. Sie steht zu ihren Schwächen. Sie gäbe ihre Bodenständigkeit nie auf. Diese Zurückhaltung ist beeindruckend.

Gabriele Strehle beschreibt, wie sie in ihrem Leben mit Beharrlichkeit Schwierigkeiten meistert. Sie erklärt, wie hilfreich Widerstände sind und wie gut es ist, wenn man Zweifel zulässt, sie bewältigt und das Problem in den Griff bekommt. In ihrer Lebensgeschichte erzählt sie von der Kunst, zugleich zu kämpfen und nach dem Instinkt zu handeln.

Die Autorinnen

Gabriele Strehle wurde 1952 im Allgäu als Tochter eines Molkereichefs geboren. Sie bezeichnet sich selbst als Spätzünder. Doch nach ihrer Schneiderlehre absolvierte sie die beste Gesellenprüfung in Bayern und kam an die Meisterschule für Mode in München. 1973 stieg sie in Nördlingen bei der Firma Strehle in den Beruf ein. 1985 heiratete der Chef Gerd Strehle das Design-Talent. Damit begann eine ungewöhnliche Erfolgsgeschichte.

Eva-Gesine Baur, promovierte Kulturhistorikerin und Journalistin, arbeitet als freie Autorin in München. Sie schreibt über psychologische, kunsthistorische und gastrosophische Themen.

GABRIELE STREHLE

Ob ich das schaffe

Der andere Weg zum Erfolg

Text: Eva-Gesine Baur

Diana Verlag

Für Gerd

Taschenbucherstausgabe 11/2004

Copyright © 2002 Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart / München

Copyright © dieser Ausgabe 2004 by

Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2004

Umschlagillustration: Jim Rakete c/o www.eyed.de

Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kampa Werbeagentur,
München, Zürich

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Gedruckt auf chor- und säurefreiem Papier

ISBN: 3-453-35001-4

<http://www.heyne.de>

INHALT

9 VORWARNUNG

13 KINDHEIT

- 15 Weshalb es wunderbar ist, kein Wunderkind zu sein
- 19 Warum es ein Vorteil ist, überempfindlich zu sein
- 24 Wie Spätzle qualitätsbewusst machen
- 29 Was Hutgummi-Annähen für die Entwicklung bringt
- 32 Wie ein Leben (fast) ohne Urlaub Spaß macht

37 DAS KREATIVE ZWEIFELN

- 42 Was es bringt, nicht wortgewandt zu sein
- 45 Warum Heimweh ein gutes Gefühl ist
- 48 Wie man sich Heimaten baut
- 52 Warum es befreit, kein Vermögen zu haben
- 58 Was an manchen Schönheitsfehlern schön ist
- 61 Warum unerfüllte Wünsche oft die besten sind

65 DAS LUSTVOLLE KÄMPFEN

- 65 Warum es befreit, unterschätzt zu werden
- 69 Was es bringt, nicht von sich überzeugt zu sein
- 72 Wie Peinlichkeiten erfreulich werden
- 75 Wann bleiben besser ist als gehen
- 78 Warum Streiten Erfolg beschert

- 81 Weshalb Verlust Gewinn sein kann
- 87 Was Zweifel besiegen kann

93 DIE BELEBENDEN ÄNGSTE

- 93 Warum auch schlimme Träume gut sind
- 96 Wie sich mit Stress besser leben lässt
- 108 Warum ich Scheuklappen trage
- 113 Wie Missgunst einen bestätigen kann
- 118 Was Märchen helfen
- 126 Warum gute Köche ein Erfolgsrezept haben

131 DAS INSPIRIERENDE CHAOS

- 131 Warum es hilft, sich hilflos zu fühlen
- 135 Weshalb Kinder stören sollen
- 139 Warum es aufbaut, eine Wahlfamilie zu haben

143 DAS KOMPLIZIERTE VEREINFACHEN

- 143 Wie eine Klassefrau zum ästhetischen Risiko werden kann
- 147 Warum Details erst Stil ausmachen
- 152 Weshalb Brüche zum Stil gehören
- 155 Weshalb Fehler Sympathien beschern können

159 DIE LEBENSNOTWENDIGEN MACKEN

- 159 Weshalb man sich mal unbeliebt machen darf
- 166 Warum es ein großer Vorteil sein kann, auf Kleinigkeiten herumzureiten

170 Wann seltsames Verhalten erlaubt ist

175 Warum Instinktsichere oft uncharmant wirken

181 ENTWARNUNG

181 Warum mein Kreis meine Mitte ist

187 MEIN SINNLICHES ALPHABET

197 Bildnachweis

VORWARNUNG

Lieben Sie perfekte Stars? Und wollen Sie selbst einer werden?

Suchen Sie einen Back-Stage-Bericht, wie man als Frau in der Mode erfolgreich wird? Oder brauchen Sie Geheimtipps für eine steile Karriere?

Dann legen Sie dieses Buch bitte sofort zur Seite.

Dieses Buch sagt keinem, wie Erfolg geht – schon weil ich das gar nicht zu sagen wüsste. Es liefert weder Gebrauchsanweisungen noch Rezepte.

Dieses Buch ist auch kein Sachbuch über Mode und Modedesign, wie es von einer Frau in meinem Beruf zu erwarten wäre.

Dieses Buch ist nicht einmal eine richtige Autobiographie, weil mein Leben sensationell sensationslos ist. Fragt sich natürlich jeder vernünftige Mensch: Ja warum schreibt sie denn dann ein Buch?

Einfach deswegen, weil ich gebeten wurde. Nein, nicht vom Verlag, von jungen Leuten und von solchen, die nicht mehr ganz jung sind und eins gemeinsam haben: Sie merken, dass sie nicht gebaut sind für die heute übliche Art, Karriere zu machen. Zu langsam, zu gründlich, zu still, zu verletzbar, zu dünnhäutig, nicht gut in der Schule, zu wenig diplomatisch, zu wenig anpassungsfähig an das, was gerade angesagt ist, oder zu wenig eloquent.

Das Buch hier ist also ein Ermunterungsbuch für Spätzünder, für leise Begabungen, für Leute, die aus Rüh-

rung sofort heulen, und für Menschen, die besser denken als reden. Für alle, die sich nicht verkaufen können, aber gerne ihre Ideen vermitteln wollen. Und für alle, die Angst haben, es sei schon zu spät, um richtig anzufangen, weil sie nicht mehr zwanzig sind.

Ich versuche nur an meinem so gar nicht glamourösen Beispiel zu zeigen: Das, was sich Erfolg nennt, ist nicht nur auf der so gern als Ideal dargestellten Autobahn zu erreichen, also nicht nur auf dem direkten Weg von A nach B und in Höchstgeschwindigkeit. Sondern auch auf einem Feldweg, auf dem Stolpersteine liegen, auf dem es Schlaglöcher gibt, staubt oder matscht, je nach Wetterlage, und auf dem das Weiterkommen deutlich länger braucht. Trotzdem bietet der mühsame Feldweg viele Vorteile. Und darüber kann ich reden.

Die Autobahn zum Erfolg verengt den Blick. Nicht nur weil die Natur weitgehend ausgeblendet wird, auch weil die mehrspurige Schnellstrecke zu einer unproduktiven Beschränkung zwingt. Die Gefährlichkeit der Lage verbietet es, den Blick schweifen oder gar auf etwas ruhen zu lassen. Karrieristen rasen dahin, im Vollgefühl der Effizienz: was sich nicht lohnt, was sich nicht auszahlt, was Zeit kostet oder Aufmerksamkeit, wird einfach nicht wahrgenommen. Sie merken nicht, wie ihre Interessen außerhalb des Jobs verkümmern, wie ihre Freunde zu kurz kommen, der Partner oder die ganze Familie vertrocknen.

Der Feldweg weitert den Blick, indem er ihn ablenkt. Und damit oft auf das Wesentliche lenkt. Der Blick darf sich verlieren, wie derjenige, der auf dem Feldweg geht, sich in Gedanken verlieren darf. Natürlich stört es auf

dem Weg zum Erfolg, ein Kind zu kriegen, natürlich stiehlt es Energie und Zeit, für Freunde zu kochen, natürlich bringt es ab vom Job, sich mit Dingen zu beschäftigen, die gar nichts damit zu tun haben, natürlich bringt es kein Geld, Träumen nachzuhängen. Aber gerade von da kommen dann die wesentlichen Anregungen.

Die Autobahn macht aggressiv, denn jeder fühlt sich dort herausgefordert, bedrängt, beengt und von Konkurrenten gejagt. Es entsteht eine Kampfsituation, in die auch diejenigen hineingezogen werden, die ganz friedlich langsam und gleichmäßig ihr Ziel angehen wollen.

Der Feldweg macht defensiv. Denn er ist unberechenbar. Er fordert eine Aufmerksamkeit, die dem Wanderer mitteilt, dass nicht er die Vorgaben macht, sondern die Natur, die Umstände, die Witterung.

Auf der Autobahn gibt es selten kleine Unfälle, vor allem, wenn sie sich bei hohem Tempo ereignen. Schwere Verletzungen sind das Übliche – und oft erwischt es den am heftigsten, der gar nicht Unfallverursacher ist. Genau so passiert es oft den Hochgeschwindigkeitskarrieristen.

Auf dem Feldweg kann auch etwas Unvorhergesehenes passieren, selten aber geschieht etwas Katastrophales. Und fast immer – von herabstürzenden Ästen abgesehen – muss der Wanderer an dem Zwischenfall sich selbst die Schuld geben, weil er unachtsam war.

Das Angenehme auf dem Feldweg: man ist weitgehend unbeobachtet.

Wer dort geht, macht seinen Weg deswegen sehr viel ruhiger. Wird weniger angefeindet und beneidet, weil die meisten ihn nicht wahrnehmen.

Erst wenn er angelangt ist an einem bestimmten Etap-

penziel, sagen die anderen: »Hoppla, wo kommt der denn auf einmal her?«

Viele Menschen, die mich von früher her kannten, haben sich verblüfft die Augen gerieben, als dort, wo allgemein die Spitze vermutet wird, plötzlich die Gabriele stand, die doch eigentlich gar nichts so gemacht hatte, wie man es machen muss, um dorthin zu gelangen. Und von der gar nicht viel zu hören und zu sehen war.

Ich bin nicht behelligt worden und kaum befehdet, weil kaum einer bemerkt hat, wo ich da vor mich hingewandert bin.

Das klingt jetzt fast so, als sei ich jemand, der sich ganz klar eine Lebensphilosophie zurechtgelegt hat und konsequent danach lebt.

Das wäre sehr überlegen, trifft aber leider nicht zu.

Bei mir ergab sich die Entscheidung für den Feldweg an Stelle der Autobahn, weil ich auf der Autobahn gar nicht mitgekommen wäre. Ich kannte einfach die Regeln nicht, die dafür gelten. Anders gesagt: Ich war und bin ein Mensch, der in jeder Hinsicht langsam ist, außer in manueller. Ich bin ein Spätzünder gewesen, körperlich und seelisch. Wenn Witze erzählt werden, lache ich nie als Erste, ich bin nicht schlagfertig, lese im Viertel Tempo meines Mannes, schließe auch nicht schnell Bekanntschaften oder gar Freundschaften. Mir wäre es auf der Autobahn zum Erfolg gegangen wie jemand, der dort Dreirad fährt.

Das Buch soll also nur eins: allen, die wie ich ungeeignet sind für die Autobahn-Karriere, sagen, dass das kein Mangel ist, sondern eine Chance. Die Chance, Abschied zu nehmen von der Geraden.

KINDHEIT

Eine Frau, perfekt gestylt vom gegelten Haar bis zu den schwarzen Pumps mit dem derzeit angesagten Absatz, geht in eine Ausstellung im Münchner Stadtmuseum. Eine Ausstellung über die Meisterschule für Mode. Der Direktor der Schule, grade selbst hier zu Gast, erinnert sich, sie von irgendwoher zu kennen. Vielleicht von der Schule?

Er bleibt vor demselben Exponat stehen wie sie und lässt einen Versuchsballon los. »Leider haben wir hier nichts von Gabriele Strehle«, sagt er. »Dabei ist sie die Einzige aus unserer Schule«, sagt er, »die wirklich berühmt geworden ist.«

»Ach ja?«, sagt die perfekt gestylte Dame.

Neben den beiden steht eine Frau in schwarzen Leggings, einem schwarzen Pullover und Turnschuhen. Grauhaarig, ungeschminkt, ungestylt. Sie hält sich die Hand vor den Mund, damit man ihr Grinsen nicht sieht. Dann geht sie rüber zu Sport-Scheck, Jogging-Sachen einkaufen. Und als dort die Frau an der Kasse sagt: »Wissen Sie was? Sie sehen dieser Gabriele Strehle unglaublich ähnlich«, da sagt sie gefasst: »Echt?«. Erst auf der Straße lacht sie.

Ich habe mich an vieles gewöhnt. An die Tatsache, dass es eine Illusion bleibt, irgendwann mal weniger zu arbeiten. An die Tatsache, dass Familie ein Synonym für Chaos ist. An die Tatsache, dass ich mit jedem Jahr ein paar Falten mehr bekomme. Und daran, dass älter werden eine ziemlich harte Übung ist. Ich habe mich sogar daran

gewöhnt, Fragebögen zu beantworten und in völlig erschöpftem Zustand noch halbwegs freundlich Interviews zu geben. Nur an eines nicht: dass ich in irgendeiner Weise prominent bin. Denn das passt einfach nicht zu mir. Noch schlechter passt es zu mir zu schreiben. Und am allerschlechtesten passt es zu mir, über mich ein ganzes Buch zu schreiben. »Was willst du denn in so einem Buch erfahren?«, habe ich auf dem Geburtstagsfest meiner physischen Muse, besser bekannt als Heilpraktiker, dessen Tochter Maria gefragt. »Na ja, das ist doch logisch: wie du so erfolgreich geworden bist.«

Maria war in der Schule das konsequente Gegenteil von einem Streber und hat auch sonst bei allem Charme die Belastbarkeit der elterlichen Sorge gründlich getestet. Jetzt will sie ins Modegeschäft. Textildesign oder so etwas.

»Ich habe da leider kein Rezept dafür«, habe ich ihr geantwortet.

»Ja aber warst du denn nicht schon immer was Besonderes?«

»Nein«, habe ich gesagt. »Ich war immer etwas ganz Normales, und mein Leben war immer ganz gewöhnlich. Ungewöhnlich ist an mir nur meine Beharrlichkeit.«

Und da strahlte sie und sagte: »Darüber würd' ich gern was lesen.«

Weshalb es wunderbar ist,
kein Wunderkind zu sein

»Was«, fragt eine Freundin, »war denn dein größtes Erfolgs-
erlebnis als Kind?«

Gabriele brütet. Plötzlich geht ein erlösendes Lächeln über ihr Gesicht. »Ich habe vor lauter Spielen eine Zeit lang einfach den Weg zum Klo nicht schnell genug geschafft. Ich hab mich schrecklich dafür geniert – trotzdem ist es immer wieder passiert. Und dann hab' ich dran gedacht, dass ich ja eine würdige Klosterschwester wie die Großtante werden wollte und denen so etwas nicht passieren darf, weil es sonst nichts ist mit der Würde. Auf einmal hab' ich es geschafft.«

Bei mir war der Start weder tragisch noch dramatisch, sondern richtig banal. So gesehen ist es gut, dass ich keinen PR-Manager habe, den das verzweifeln ließe. Ich bin nämlich auch noch glücklich drüber, dass meine Kindheit so durchschnittlich war. Und bin froh, sie nicht zu etwas Besonderem zurechtlügen zu müssen. Gut, es ist mühsam, als Designerin bekannt zu werden. Aber es dann zu sein, ist viel leichter als für einen bekannten Film- oder Popstar. Ganz zu schweigen von einer Geigerin, Pianistin oder Tänzerin. Denn von einer Designerin erwartet wenigstens keiner, dass sie schon als Wunderkind angefangen hat. Bei musisch Hochbegabten oder auch bei Ausnahmehirnen in Mathematik oder Physik werden die Elternhäuser gestürmt und mit der ungeheuer originellen Frage bedrängt: Wann hat sich denn die Begabung bei Ihrem Kind gezeigt?

Und meistens ist es wirklich so: Solche Genies konnten schon mit sechs die Teufelstrillersonate auf der Geige spielen oder den Mephistowalzer auf dem Klavier, haben im Vorschulalter schneller gerechnet als jeder Taschenrechner oder konnten zumindest mit vier bereits perfekt lesen oder auf Spitzen tanzen. Und Babyrekorde kommen gut an – egal, ob das Kind dabei gelitten hat oder nicht.

Die meisten Eltern träumen davon, so ein Wunderkind zu bekommen, und viele Menschen hängen im Erwachsenenalter noch der entgangenen Chance nach, eins gewesen zu sein. »Wenn ich so gefördert worden wäre wie der Mozart«, höre ich oft, »dann wäre aus mir auch etwas Großes geworden.« Nur weil die Förderung fehlte, hat derjenige es dann nicht weiter als bis zum Abteilungsleiter im Elektrogroßhandel gebracht – behauptet jedenfalls er selbst. »Schicksal«, heißt es, aufseufzend, achselzuckend.

Es ist gar nicht so schwierig, sein Leben als eine einzige Abfolge verpasster Chancen zu sehen. Wenn jemand diese Kunst beherrscht, heißen seine zentralen Wörter ›wäre‹ oder ›hätte‹. Das Praktische an dieser Sicht der Dinge ist, dass immer die anderen oder die Umstände schuld sind an der eigenen Erfolglosigkeit. Das Unpraktische ist, dass diese Sicht der Dinge dem Erfolg so zuträglich ist wie Stacheldrahtzäune dem Vorwärtkommen.

Alles lässt sich im Nachhinein als Hindernis oder Erschwernis deuten.

Eltern mit zu wenig Ehrgeiz? Schlimm. Eltern mit zu viel Ehrgeiz? Noch schlimmer, denn sein Ruf ist miserabel. Niemand bekennt sich freiwillig zu ihm, nicht einmal

diejenigen, die damit reich ausgestattet und mit diesem Antrieb nach oben gekommen sind. Vielleicht hängt das in Deutschland mit seiner Bezeichnung zusammen. Ich finde auch, dass Ehrgeiz übel klingt. Das französische *ambition* oder das italienische *ambizione* hören sich da entschieden angenehmer an. Allerdings gibt es auch bei den Franzosen einen Ausdruck für den Ehrgeiz, der für die meisten Menschen unsympathisch klingt: *désir de vaincre* – zu Deutsch: der Wunsch zu übertreffen. Und ich frage mich oft: Ist dieser Wunsch denn so sträflich? Manche Psychologen behaupten, der sei in jedem Menschen angelegt, es sei so überflüssig, einem Kind Ehrgeiz anzuerziehen wie einem Fisch einen Schwimmkurs zu verpassen. Wenn ich heute Biographien von Stars, gerade von Film- oder Popstars, lese, begegne ich immer wieder denselben und, ich befürchte, meistens wahren Geschichten. Der Anfang war hart, oft waren die Eltern gefühllos, drogensüchtig oder alkoholabhängig. Oder aber sie waren von einem versengenden Ehrgeiz getrieben, aus dem Kleinen etwas Großes zu machen, Eislaufmütter oder -väter. Im einen Fall kam also der Wunsch, die anderen zu übertreffen, um so den Makel der Herkunft auszugleichen, vom Kind – Erfolg als Flucht. Im anderen Fall kam er von den Eltern. Die selber nennen das dann natürlich ›Förderung‹. Zeigt das Kind ungewöhnliche Talente, behaupten die Eltern auch gern, das sei vererbt, wenngleich bei ihnen das Ganze nicht zum Ausbruch gekommen sei. Nicht gefördert. Schicksal.

Ich bekenne: Meine Kindheit war absolut katastrophenfrei. Mehr noch: wohl behütet und glücklich. Eine ganz normale Geschichte. Der Ehrgeiz meiner Mutter –

mein Vater hatte davon offen gestanden weniger – war menschlich dosiert und hat durchaus das Richtige bewirkt. Nur nicht bei mir.

Ich hatte zwei ältere Geschwister, die konnte man schon etwas Besonderes nennen in einem Umfeld wie unserem, dem Allgäudorf Hawangen bei Memmingen. Und auch in unserer Familie: der Vater Molkereichef, die Mutter gelernte Kindergärtnerin. Mein älterer Bruder Martin war fast ein mathematisches Genie und verrechnete sich manchmal auf so hohem Niveau, dass er dafür eine Eins bekam. Und meiner Schwester Lisa fiel jede Art von Lernen leicht. Klavier, Lateinvokabeln, fade Balladen. Ich hingegen war nie ein Wunderkind, nur ein Verwunder-Kind. Wenn es wahr ist, was meine Geschwister erinnern, war ich von Anfang an nur anders – besorgniserregend anders, meistens. Irgendetwas stimmte nicht mit mir, ich war wie ein falscher Ton in der familiären Harmonie. Doch den hat keiner unterdrückt, verboten oder übertönt. Und heute weiß ich, dass jenseits von Chancen, Begabung und Förderung es jedem Kind gut tut, wenn es wie ich mit allen Absonderlichkeiten, Schwächen und Störungen eingebaut wird in den sozialen Klang daheim. Eine Dissonanz belebt die Musik, scheint es bei uns geheißen zu haben. Und die Dissonanz bringt Spannung ins harmonische Gebilde. Jedenfalls wurde ich von Anfang an als ein Wesen eingestuft, das man schonen müsse, und das war mir nur recht. Mutters Ehrgeiz – und sie besaß eine ordentliche Portion davon, hatte schließlich ihr Abitur gemacht und war nebenbei Schöffin – richtete sich auf Martin und Lisa, die vielversprechende Talente hatten.

Vielleicht hat auch sie wie fast alle Eltern ganz heimlich von einem Wunderkind geträumt. Die meisten Eltern haben ja welche, ohne es zu bemerken. Denn es ist wirklich so, dass Kinder im Vorschulalter sehr oft etwas Geniales besitzen, das später erst durch die Zwänge der Anpassung zerstört oder zumindest eingeebnet wird. Alle Kinder sind in gewisser Hinsicht Künstler. Von mir sind allerdings keine besonderen künstlerischen Vermächtnisse überliefert. Nur die übereinstimmenden Berichte, dass ich das war, was man in Bayern ein ›Verreckerl‹ nennt – ein Kind, bei dem sich die Eltern über jeden Tag wundern, den es übersteht, wächst und sich weiterentwickelt. Also eben diese Art Verwunder-Kind. Üblicherweise erzählen Eltern von ihrem Kind gerne Geschichten, in denen klar wird: unseres ist etwas Besonderes. Meine Eltern hatten, was mich anging, nie derartige Sensationen zu bieten. Bestenfalls solche aus dem Bereich der Sorge.

Warum es ein Vorteil ist,
überempfindlich zu sein

Das Hotel ist so perfekt, dass es Angst macht. Ein Mensch stört beinahe in dieser kühlen Vollendung. Aber Peter Schmidt, Designer, liebt es und hält es in keinem anderen Hotel hier in London mehr aus. Also kommen auch seine beiden Geschäftspartner aus Nördlingen hierher, denen das Haus eigentlich viel zu teuer erscheint. Mit Peter Schmidts Mitarbeiter sitzen sie nun im Hempel's und debattieren. Es geht um die Entwicklung eines Designer-

dufts. Aber er soll nicht nach Peter Schmidt heißen, sondern nach der Frau aus Nördlingen, Gabriele Strehle. Doch Peter Schmidt soll die Linie, die Flakons, die Verpackung entwerfen. Um klar zu machen, wie er das ganze Vorhaben sieht, erzählt er zuerst einmal, wie er Gabriele Strehle sieht. Es klingt positiv, sehr positiv. Balsam für die Ohren. Doch die Ohren, in die er gehen sollte, sind nebst zugehöriger Frau schlagartig verschwunden. Auf die Toilette? Nein. Zum Fenster raus? Nein. Tapetentüren gibt es nicht. Ihr Ehemann findet sie. Sie hat sich unter den Tisch verkrochen. Denn ihr ist schlecht. Ihr wird immer schlecht, wenn jemand zu viel Gutes über sie sagt. Weil es nur zwei Möglichkeiten gibt: es zu glauben, dann geht's ihr ans Herz. Oder es nicht zu glauben, dann schlägt es ihr auf den Magen.

Kaum war ich auf der Welt, zerkratzte ich mir derart das Gesicht, dass ich sofort mit weißen Baumwollhandschuhen ausgestattet wurde. Ich war, wie meine Mutter das liebevoll ausdrückte, »überempfindlich«.

Das heißt, dass ich auf alles, was für mein Empfinden zuviel war, allergisch reagiert habe im übertragenen Sinn – mit einer Abstoßungsreaktion. Und das wurde nicht verdammt, verpönt, schlecht gemacht, es wurde aber auch nicht übertrieben berücksichtigt. Es wurde angenommen. Ich musste zwar einsehen, dass ich mit meinem Anderssein nichts erpressen konnte, dass ich damit kein Druckmittel in der Hand hatte, doch ich habe auch gespürt, dass ich trotzdem dazugehörte: Auf eine unauffällige Art wurde Rücksicht darauf genommen, dass ich weniger belastbar war. Mittlerweile bin ich davon überzeugt: Überempfindlichkeit ist oft die

Schattenseite dessen, was als Sensibilität geschätzt wird. Und Schattenseiten lassen sich von Sonnenseiten nicht trennen.

Umgekehrt gesagt: Menschen, die mehr spüren, sind auch verletzbarer. Damit zahlen sie für den Vorteil, intensiver zu fühlen, auf leise Reize zu reagieren, vieles zu registrieren, was andere gar nicht wahrnehmen. Dünnhäutig zu sein ist ein Problem *und* eine Chance. Anfangs war es für mich nur ein Problem. Das mit der Chance habe ich erst ziemlich spät begriffen. Genutzt aber habe ich es schon bald.

Meine Eltern haben, ohne sich dessen bewusst zu sein, jedes von uns vier Kindern – auch meinen jüngeren Bruder Alfons – anders erzogen und behandelt, ohne dass einer das als ungerecht empfunden hätte. Es gab keine stereotype Verteilung von Pflichten, was in meinem Fall besonders sinnvoll war, denn sonst hätte ich sehr viel Geld und Nerven gekostet. Beim Kochen musste oder durfte Lisa helfen – ich nicht. Ich war nur zum Abtrocknen zugelassen. Niemand hat mich daran gehindert, stundenlang mit meinen Puppen zu spielen. Es heißt ja, an den Spielen eines Kinds lasse sich erkennen, was es als Erwachsener mal zum Lebensinhalt macht. Es sah bei mir also nach vielfacher Mutter aus. Allerdings hat das Anziehen und Ausziehen der Puppen eine zentrale Rolle gespielt. Also doch ein Hinweis? Jedenfalls hat niemand versucht, mich zu größerem schulischem Fleiß anzustacheln und die Puppen als Kinderkram zur Seite zu legen. Meine Eltern haben es hingenommen, dass ich unter der Schule litt, und nicht versucht, sie mir schönzureden. Und ich habe mir geschworen, nie zu

vergessen, dass mein Glück mit dem ersten Schultag erloschen ist. Das lässt sich sogar auf Fotos erkennen: Obwohl ich dauernd krank war als Kind, sieht man ein breites Grinsen oder ein Lächeln und fröhliche Augen. Aber kaum war ich eingeschult, ist von dem Strahlen nichts mehr zu sehen, so, als hätte jemand das Licht ausgeknipst. Denn Schule war für mich gleichbedeutend mit Angst haben. Die große, schwere, schwarzhhaarige Lehrerin empfand ich als monströs und bedrohlich. Noch immer steht sie als Schreckensbild vor mir – eine Frau, die nichts von einer Frau hatte. Die mich nie berührte, die nie lächelte und nie vergeben konnte. Ein Wesen, das nur befahl mit einer männlichen Stimme. Ihre Vorschriften haben mich bedrängt, weil ich sie nicht verstand. Und ich habe mich wahrscheinlich deswegen zu Hause immer mehr zurückgezogen in meine Kinderwelt. Man muss kein Oskar Matzerath sein – es gibt unauffälligere Methoden, sich dem Großwerden zu entziehen. Aber erst spät habe ich, so absurd es klingt, einige Parallelen zwischen Oskar, dem Gnom, und mir entdeckt: seine Hellhörigkeit, die zum Hindernis wird, seine Hartnäckigkeit, die Wirklichkeit zu ertrommeln, seine Fähigkeit, Glas zu zersingen: Alles ging über das Ohr, das Gehörte, den Klang, den Ton. Bei mir ging alles über die Haut und das sollte so bleiben. Nein, ich bin weit entfernt davon gewesen, wie Oskar hellseherisch zu sein, trotzdem spüre ich im Nachhinein eine Ähnlichkeit in der Beharrlichkeit, für die man für die Umwelt zum Sonderling wird. Anders als im Film endet ja der Oskar von Günther Grass in der Irrenanstalt. Irre bin ich nur deswegen nicht geworden an der Welt, weil ich nicht wie